

Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux

1882 - 1959 Nachforschungen

Bearbeitet von
Hilde Schramm

Neuausgabe 2012. Buch. 432 S. Hardcover

ISBN 978 3 498 06421 1

Format (B x L): 15,2 x 22 cm

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Geschichtswissenschaft Allgemein > Biographien
& Autobiographien: Historisch, Politisch, Militärisch](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, the words 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' are written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Hilde Schramm

Meine Lehrerin, Dr. Dora Lux



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Einführung	9
------------	---

TEIL I

Erinnerungen an Frau Dr. Lux

1	Meine Schlüsselerinnerungen	21
2	Bild einer Lehrerin	26

TEIL 2

Eine Wegbereiterin

3	Kindheit, Jugend und Schule 1882–1898	45
4	Abitur 1901 mit Unterstützung der Familie	70
5	Studium, Promotion und Ausbildung zur Gymnasiallehrerin 1901–1909	87

TEIL 3

Ein reiches Leben in Berlin 1909–1933

6	Berufstätig mit Mann und Kindern	III
7	Familienverband, Freunde und gesellschaftliches Engagement	136

TEIL 4

Selbstachtung, Klugheit und Courage 1933–1945

8	Dora Lux als Autorin der Zeitschrift <i>Ethische Kultur</i> 1933–1936	155
---	--	-----

9	Eingriffe in das Leben der Geschwister Bieber – Dora Lux, Annemarie Bieber, Elsbeth Schaper und Friedrich Bieber	179
10	Dora und Heinrich Lux als Lebenspartner	215
11	Jüdische Helfer für jüdische Verfolgte	232
12	Willensstark und verschwiegen – die Töchter Gerda und Eva Lux	237
13	Die Weigerung, sich als Jüdin registrieren zu lassen	254
14	Nach der Befreiung	272

TEIL 5

Leben und Arbeiten in der Nachkriegszeit

15	Als alte Frau in Heidelberg 1945–1958	277
16	Eine Geschichtslehrerin gegen den Zeitgeist	293
17	Das Kollegium der neu gegründeten Elisabeth-von-Thadden-Schule	308
18	Die nationalsozialistische Vergangenheit in Unterricht und Schule: Sprachlosigkeit und Präsenz	322
19	Rückzug und Abschied	336

	<i>Nachruf nach 50 Jahren – von Manon Grisebach</i>	340
--	---	-----

Anhang

	Anmerkungen	347
	Bibliographie	408
	Danksagung	432

Folgende fünf Exkurse erweitern und vertiefen die Biographie von Dr. Dora Lux bildungsgeschichtlich und kulturhistorisch:

Erster Exkurs: Die Gymnasialkurse für Frauen 1893 bis 1909 und Helene Lange als Pädagogin

Zweiter Exkurs: Gesuch von Abiturientinnen von 1902 auf Immatrikulation an preußischen Universitäten

Dritter Exkurs: Aus den Memoiren des Dr. Heinrich Lux – der Zeitraum 1863 bis 1909

Vierter Exkurs: Zeitschrift und Gesellschaft ethische Kultur 1931–1936

Fünfter Exkurs: Zur Wiedereinführung des Geschichtsunterrichts in Nordbaden nach 1945

Diese Exkurse stehen unter www.rowohlt.de/doralux zum Download bereit.

Einführung

Dr. Dora Lux, geborene Bieber (1882–1959), war von 1953 bis zum Abitur 1955 meine Geschichtslehrerin in der Elisabeth-von-Thadden-Schule in Heidelberg-Wieblingen, also nur die letzten anderthalb Jahre vor dem Abitur 1955. Sie war eine bereits alte, gebrechliche Frau, das Gehen fiel ihr schwer, und sie konnte nur noch leise sprechen. Wenn ich später an sie dachte, schätzte ich sie rückblickend auf über achtzig Jahre. Tatsächlich war sie zur Zeit meines Abiturs «erst» zweiundsiebzig Jahre alt. Sie machte nicht viel von sich her, wirkte klein und unscheinbar, wäre da nicht ihr Kopf gewesen mit den vollen Lippen und der kräftigen Nase und den schwer zu bändigenden Haaren, die ihn auffallend groß erscheinen ließen.

Frau Dr. Lux war Jüdin der Herkunft nach. Sie hatte vier jüdische Großeltern, definierte sich aber nicht als Jüdin, da sie der jüdischen Religionsgemeinschaft nicht angehörte. Für mich aber, die solche Differenzierungen damals noch nicht kannte, war sie die erste deutsche Jüdin, die ich bewusst wahrnahm – wenige Jahre nach der Shoa eine aufwühlende Erfahrung.

Ich empfinde es als großes Glück, ihr in meiner Jugend begegnet zu sein. Sie war für mich, die ich mehrere beachtliche Lehrerinnen erinnere, die Einzige, die meine uneingeschränkte Wertschätzung und Sympathie hatte und behielt. Schon lange wollte ich mehr über sie wissen, aber erst nach Abschluss meiner Berufstätigkeit konzentrierte ich mich auf das Recherchieren und Schreiben über sie.

Ihr Leben gab mir viele Fragen auf, beginnend damit, warum sie im hohen Alter noch unterrichten musste, und endend damit, worauf ihre Ungebrochenheit als Humanistin trotz der durchlittenen Zeit gründete. Aus ihren Andeutungen hatte ich entnommen, dass sie während des Nationalsozialismus in Deutschland gelebt hatte, mehr wusste ich nicht, musste aber davon ausgehen, dass sie als Jüdin verfolgt worden



Dora Lux, 1950

war. Die Vorstellung, auch sie hätte ermordet werden können, trieb mich um.

Wenn sich durch mein späteres Leben das Bemühen zieht, zur Bearbeitung der NS-Vergangenheit beizutragen, so lässt sich dies zum Teil mit meiner Familienbiographie erklären. Mein Vater ist Albert Speer; er war Hitlers Architekt, von 1942 bis Kriegsende Minister für Bewaffnung und Munition; im Nürnberger Prozess wurde er als Kriegsverbrecher verurteilt. Meine Herkunft zwang mir eine frühe und nicht abschließbare Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf. Für meine Selbstfindung war jedoch der Einfluss von Menschen entscheidend, die eine Gegenwelt zur NS-Ideologie verkörperten; Menschen, die mir eine Ahnung davon vermittelten, wie befreiend Humanität und Aufklärung sein können. Eine solche Erfahrung verdanke ich meiner Lehrerin Frau Dr. Lux.

Das Andenken an meine Lehrerin begleitete mich über die Jahre. Phasenweise führte ich innere Monologe mit ihr, so als ich 1966 als Referendarin selbst zu unterrichten begann und ab 1972 Lehrer und Lehrerinnen ausbildete. Ich versuchte, mir klarzumachen, was mir an ihrem Unterricht und ihrem Verhalten so vorbildlich erschienen war, obwohl sie auf alle gängigen Methoden der Motivierung verzichtete. In Erinnerung an sie gewann ich Einsichten, die oft quer zur damaligen Schulpädagogik standen und mich als Erziehungswissenschaftlerin weiterbrachten.

Es war keine historische Neugier, die mich veranlasste, über sie zu recherchieren und zu schreiben, sondern Zuneigung und Respekt und der Wunsch, die Gründe für meine Wertschätzung ihrer Person besser zu verstehen. Im Arbeitsprozess erfasste mich dann eine Forscherleidenschaft, gegen deren Tendenz, sich zu verselbständigen, ich geradezu ankämpfen musste.

Ihrer Lebensgeschichte nachzuforschen, erwies sich als eine Entdeckungsreise in die Frühzeit des universitären Frauenstudiums. Dora Bieber machte 1901 in Berlin Abitur, als in Preußen noch keine höhere Mädchenschule junge Frauen zur Reifeprüfung führte, promovierte 1906 in München als zweite Altphilologin, wurde mit Sondergenehmigung in Baden zum Staatsexamen zugelassen und schloss 1909 in Preu-

ßen als eine der allerersten Frauen in Deutschland eine schulpraktische Ausbildung als Gymnasiallehrerin ab. Damit erwarb sie die Berechtigung, die Fächer Latein, Griechisch und Geschichte zu unterrichten. Gegen erhebliche Widerstände innerhalb und außerhalb der Universitäten hatte sie ihr Recht auf Bildung und Ausübung eines akademischen Berufs als Frau durchgesetzt.

Woher nahm sie ihre Sicherheit? Wie hatte ihre Umgebung auf sie eingewirkt? Wer hatte sie gestützt? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, ging ich den Einflüssen von Personen nach, mit deren Hilfe sich Dora Bieber um 1900 zur zielstrebigen, unkonventionellen jungen Frau entwickeln konnte. Ich stieß dabei auf ihren Vater Georg Bieber, einen gescheiterten Rittergutsbesitzer, der den eigenen unerfüllten Wunsch nach Aufstieg über Bildung an seine Töchter delegierte, nachdem sich abzeichnete, dass sein ältester Sohn, der ein schlechter Schüler war, dafür ausfiel. Und ich stieß auf ihren Onkel Justizrat Dr. Richard Bieber und seine Frau Hanna Bieber-Böhm, die in der bürgerlichen Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts eine führende Rolle spielte. Beide hatten die heute fast vergessene, aber im ausgehenden Kaiserreich hochbedeutende Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur e. V. 1892 mitgegründet, deren Zeitschrift *Ethische Kultur* Richard Bieber seit 1897 verlegte. Hier fanden sich linksliberale Bürger und Bürgerinnen jüdischer und nichtjüdischer Herkunft zusammen, unter ihnen viele Freidenker, die sich ohne Berührungängste gegenüber den Sozialisten für weitreichende Reformen in Politik und Gesellschaft einsetzten. Und ich stieß auf den vielseitigen Dr. Heinrich Lux, den Freund in ihrer Jugend und späteren Ehemann, Naturwissenschaftler, sozialistischen Publizisten, Freimaurer und Patentanwalt.

Als ich ihre verschiedenen Lebensphasen überblickte, kam ich zu der Überzeugung, dass Dora Lux insbesondere in der Weimarer Republik in Berlin ein schönes und reiches Leben geführt hatte, mit Beruf, Mann und zwei Töchtern, eingebunden in den größeren Zusammenhalt der Familie Bieber, einer Familie jüdischer Herkunft. Sie liebte es, zu reisen und hochalpine Bergtouren zu machen. Die Großfamilie Bieber/Lux stützte ihren Wunsch nach Emanzipation von der tradierten Frauenrolle und festigte ihre Zugehörigkeit zur kleinen, fortschrittlichen Min-

derheit im Bürgertum. Als Studienrätin bereitete sie zunächst Frauen in privaten Gymnasialkursen auf das Abitur vor, ab 1922 unterrichtete sie im Lette-Verein, einer angesehenen beruflichen Ausbildungsstätte für Frauen, unter anderem Gewerbelehrerinnen. Da das Zölibatsgebot für Lehrerinnen nachwirkte, gab es in der Weimarer Republik nur ganz wenige verheiratete Studienrätinnen wie Dora Lux, unter ihnen fast keine mit Kindern, während andere Akademikerinnen, etwa Ärztinnen, bereits leichter Beruf und Familie miteinander verbinden konnten.

Gleich im April 1933 wurde Frau Lux «aus rassistischen Gründen» aus dem Schuldienst entlassen, aber auch jede andere Erwerbsmöglichkeit blieb ihr bis zur Befreiung vom Faschismus verwehrt und jede gesellschaftliche Funktion verboten. Umso überraschter war ich, als ich in der Staatsbibliothek in Berlin die Zeitschrift *Ethische Kultur* sichtete – ich recherchierte gerade über ihren Onkel Richard Bieber – und dabei ganz unerwartet auf Dora Lux stieß. Dabei entdeckte ich, dass sie 1933 als Redakteurin für den Inhalt der Zeitschrift verantwortlich zeichnete und in ihr bis 1935/1936 regimekritische Beiträge veröffentlichte. Zwar hatte ich bereits aus ihrem Unterricht den Eindruck gewonnen, dass sich hinter der sanften und klugen Frau eine entschiedene Demokratin verbarg, aber dass sie ihre demokratischen Werthaltungen öffentlich äußerte, als fast alle anderen schwiegen, hatte ich nicht erwartet. Regimekritische Artikel nach 1933 sind an sich schon bemerkenswert, weil höchst rar – geschrieben von einer Jüdin mit Berufsverbot halte ich sie für sensationell.

Die kleine traditionsreiche Zeitschrift, die 1893 gegründet wurde, stellte Ende 1936 ihr Erscheinen ein, zeitgleich löste sich die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur auf. Diese letzten Jahre von Zeitschrift und Gesellschaft hat bisher noch niemand bearbeitet. Der Fortbestand der *Ethischen Kultur* in den Anfangsjahren der NS-Herrschaft ist neben Dora Lux weiteren Mitgliedern der Familien Bieber/Lux zu verdanken. Richard Bieber, jüdischer Herkunft wie Dora Lux, hatte nach 1933 den Vorstandsvorsitz der Gesellschaft beibehalten und die Zeitschrift als Verleger weitergeführt. Heinrich Lux, der kein Jude war, übernahm ab 1934 die Redaktion. Auch ich konnte, weil außer der Zeitschrift selbst fast keine Dokumente erhalten sind, vieles zur Endphase der

Ethischen Kultur nicht klären. Fest steht aber: Mit ihrem anhaltenden Engagement verstießen die Genannten gegen mehrere gesetzliche Anordnungen. Offensichtlich nutzten sie einen Spielraum, den es dennoch gab, den zu nutzen aber kaum jemand den Mut besaß.

Die historisch interessanteste Entdeckung zum Leben von Dora Lux aber war für mich, dass sie den Zwang, sich als Jüdin registrieren zu lassen, erfolgreich unterlief. Als die amtliche Erfassung aller Menschen jüdischer Herkunft ab 1938/1939 forciert wurde, entschied sie sich bewusst für eine außergewöhnliche Form der Resistenz gegenüber der Staatsmacht, die bislang weder in wissenschaftlichen Untersuchungen zum Nationalsozialismus noch in lebensgeschichtlichen Berichten beschrieben wurde: Entgegen der gesetzlichen Vorschriften beantragte sie keine «Judenkennkarte» und nahm den Vornamen «Sara», über den alle Jüdinnen jederzeit identifizierbar sein sollten, nicht an. Zusätzlich machte sie bei der Volksbefragung 1939 falsche Angaben. Ähnlich verhielt sich ihr Bruder Dr. jur. Friedrich Bieber.

Sich von den Nationalsozialisten als Jüdin abstempeln und stigmatisieren zu lassen, war mit ihrem Selbstbild und ihrer Selbstachtung nicht vereinbar. Die antijüdischen Gesetze missachtend, lebte sie weiterhin in ihrer vertrauten Umgebung, ohne sich zu verstecken, ohne in den Untergrund zu gehen und ohne falsche Papiere. In der Außenwahrnehmung war Frau Lux bis zum Tod ihres Mannes im Sommer 1944 durch eine sogenannte «privilegierte Mischehe» geschützt. In Wahrheit aber schwebte die Gefahr, dass ihre Nichtachtung der antijüdischen Gesetze bemerkt würde, ständig über ihr. Wäre bekanntgeworden, dass sie die Registrierung als Jüdin verweigert hatte, so hätte sie nicht überlebt. Auch ihre Töchter gaben sich nicht als «Mischlinge ersten Grades» zu erkennen, auch sie waren verschwiegen und couragiert und kamen damit durch.

Im März 1945 verließ Dora Lux aus Angst, doch noch deportiert zu werden, Berlin und lebte in den nächsten Monaten als Jüdin unentdeckt in der Nähe des Bodensees. Ab Herbst 1945 arbeitete sie in Heidelberg: zwei Jahre als Dozentin in den Vorsemesterkursen der dortigen Universität und neun Jahre als Studienrätin in der Elisabeth-von-Thadden-Schule. Die Menschen, die mit ihr zusammenkamen, beeindruckte sie

durch ihre umfassende Bildung und überragende Klugheit, ihre Gelassenheit und Bescheidenheit und nicht zuletzt durch ihren verhaltenen Humor. Sie starb 1959 in Hamburg in der Nähe ihrer Tochter Eva Tietze.

Dr. Dora Lux ist bislang eine völlig unbekannte Frau. Sie wird in keiner Studie zur Frauenbildung oder zum Nationalsozialismus erwähnt. Abgesehen von ihrer Ausbildungszeit habe ich ihren Namen in keinem Archiv gefunden. Ihre zeithistorische und menschliche Bedeutung liegt darin, dass sie immer wieder die Grenzen des scheinbar Möglichen überschritt. Ihr, die ich als meine Lehrerin kennenlernen durfte, möchte ich ein ehrendes Gedenken geben, ohne sie auf eine NS-Verfolgte oder ihre jüdische Herkunft zu reduzieren. Entsprechend beschreibe ich in etwa gleichgewichtig ihre Bildungskarriere in der Kaiserzeit, ihre Unbotmäßigkeit gegenüber dem deutschen Staat in der Zeit des Nationalsozialismus sowie ihr pädagogisches Wirken in der frühen Bundesrepublik.

Als Lehrerin blieb sie für mich Frau Dr. Lux. Ich möchte die Distanz, die sich darin äußert, nicht durch eine mir falsch erscheinende vertrauliche Bezeichnung auflösen. Als Person der Zeitgeschichte aber wurde sie zu Dora Lux.

In meine Darstellung fließen unterschiedliche Perspektiven ein:

- Die Sicht ihrer Töchter Gerda Voss und Eva Tietze. Mit ihnen konnte ich 2003 tagelange Gespräche führen, sie überließen mir auch alle Dokumente, die sich noch in Familienbesitz befanden. Die Texte von Frau Voss zur Familiengeschichte, geschrieben in den neunziger Jahren in Toronto, halfen mir entscheidend, das Leben von Frau Lux zu erfassen und darzustellen.
- Die Sicht von Heinrich Lux, wie sie in seinen unveröffentlichten Memoiren von 1944 vorliegt.
- Die Sicht von über dreißig ihrer ehemaligen Schülerinnen in der Nachkriegszeit, die ihre Erinnerungen an sie nach über fünfzig Jahren aufzeichneten.

Ausgehend von eigenen Erinnerungen, den Perspektiven anderer und langwierigen Recherchen rekonstruierte ich die Lebensgeschichte von Dora Lux, soweit irgend möglich und dennoch lückenhaft. Als Wegweiser dienten mir einige knappe Lebensläufe, die sie verschiedenen Anträgen oder Bewerbungen beigelegt hatte. An privaten und persönlich gemeinten Aufzeichnungen von ihr selbst war nur ein zehnteiliger Brief von Ende 1944 an ihre Schwester Annemarie Bieber, die 1940 in die USA emigrierte, auffindbar. Weitere Briefe oder gar Tagebücher, aus denen ich ihre Innensicht hätte erschließen können, sind nicht überliefert. Ihr gesellschaftspolitisches Denken konnte ich einzig aus ihren verstreuten Veröffentlichungen vor 1933 und aus ihren Beiträgen in der *Ethischen Kultur* in der Frühphase der NS-Herrschaft entnehmen. Für ihre Lebensbeschreibung waren amtliche Dokumente im Familienbesitz und Akten verschiedener Verwaltungen meine wichtigsten Quellen. Diese spröden Informationen konnte ich durch mündliche und schriftliche Erzählungen von Familienmitgliedern ergänzen oder veranschaulichen.

Wollte ich aber die Spuren ihrer Lebensgeschichte tiefergehend verstehen und darstellen, so musste ich sie historisch einordnen. Und so drang ich, immer entlang der Biographie von Dora Lux, geborene Bieber, in ganz unterschiedliche Themenbereiche der Forschung vor. Dabei zeigte sich, dass so manche Befunde über den vorliegenden Forschungsstand hinausgehen. Vorrangig solche Diskrepanzen weckten meine Neugier als Wissenschaftlerin. Um sicher zu sein, dass ich nichts übersehe oder falsch interpretiere, holte ich den Rat von Fachleuten ein. Ausgehend von den biographischen Daten erschloss sich mir Geschichte, die ich bereits zu kennen glaubte, neu. Ich lernte viel dazu, insbesondere zur frühen akademischen Frauenbildung, zum liberalen Bürgertum am Ende des Kaiserreichs, zur deutsch-jüdischen Minderheit, zum Nationalsozialismus und zur Nachkriegspädagogik. Einiges davon hat wissenschaftlichen Neigkeitswert. Es wurde zum Teil in Form von Exkursen auf einer Homepage zum Buch ausgelagert.

Ergebnis ist eine Annäherung an die Lebensgeschichte einer zurückhaltenden Frau, die dennoch unbeirrbar an dem, was sie als richtig erkannt hatte, festhielt. Mit dem emotionalen und politischen Rückhalt

eines größeren Familienverbands stand sie es durch, in der Gesellschaft immer wieder eine Ausnahme zu sein: in der Kaiserzeit als frühe Wegbereiterin der akademischen Berufsausbildung von Frauen; in der Weimarer Republik als verheiratete Frau und Mutter im Lehrerberuf; im Nationalsozialismus als Jüdin, die sich der Erfassung erfolgreich widersetzte; in der Nachkriegszeit als Lehrerin gegen den Zeitgeist. Sie bot der Welt, wenn nötig, die Stirn, in ruhiger Selbstverständlichkeit.

TEIL I

Erinnerungen an Frau Dr. Lux

Meine Schlüsselerinnerungen

Im Park unter hohen Bäumen las Frau Dr. Lux mit uns das *Kommunistische Manifest*. Der Park gehörte zu einem evangelischen Mädchengymnasium in Wieblingen bei Heidelberg, in das ich im Herbst 1946 mit zehn Jahren eingeschult wurde. Es war 1954, in der Zeit des Kalten Krieges. Vom *Kommunistischen Manifest* verstand ich wenig, wohl aber verstand ich, dass es ein wichtiger Text war, den ich gern verstehen würde. Dieser meiner Lehrerin verdanke ich neben der Freude über ihr verschmitztes Lächeln, das ich noch deutlich vor mir sehe, prägende intellektuelle Anregungen.

Erst als Frau Dr. Lux unsere Geschichtslehrerin wurde, nahm ich sie wahr – worüber ich mich später wunderte, denn sie gehörte dem Kollegium der Elisabeth-von-Thadden-Schule bereits seit 1947 an. Jedenfalls wusste ich nicht, von wem die Rede war, als ich nach meiner Rückkehr von einem einjährigen Schulaufenthalt 1952/1953 in den USA von einer Mitschülerin über folgende Neuigkeit informiert wurde: Die Klasse habe jetzt eine Geschichtslehrerin, die, würde man abschreiben, was im *Brockhaus* steht, alles für falsch erachtete. Ich erinnere mich noch an die Irritation der Mitschülerin und zugleich an meine Neugier auf eine Frau, die klüger zu sein beansprucht als ein Lexikon.

Dass ihr Unterricht frei von Pathos war, nahm mich bald für sie ein. Dass sie Distanz zu den Schülerinnen wahrte und uns nicht wie andere Lehrkräfte an sich zu binden versuchte, mochte ich. Mich sprach aber nicht nur ihr Unterrichtsstil an, dem autoritäres Verhalten fremd war, sondern zunehmend auch ihre Geschichtsvermittlung. Indem sie Problemlinien über die Jahrhunderte verfolgte, lehrte sie mich, bei Ereignissen nach ihrem historischen Kontext zu fragen. Indem sie bei zwischenstaatlichen und innergesellschaftlichen Konflikten die Argumente beider Seiten einbrachte, lernte ich, einfachen Lösungen zu misstrauen. So erschwerte sie uns eine Parteinahme beim Deutsch-Französischen



*Lateinstunde einer 12. Klasse mit Dora Lux
im Park der Elisabeth-von-Thadden-Schule, 1954*

Krieg 1870/1871 um Elsass-Lothringen, stellte sie doch die Gebietsansprüche aus der jeweiligen Sicht als berechtigt dar. Viele historische Einzelheiten habe ich vergessen, aber diesen Perspektivenwechsel, wie wir heute sagen würden, nicht.

Gelegentlich ließ Frau Dr. Lux in ihren Geschichtsunterricht Bruchstücke ihres Lebens einfließen, die mich erstaunten. So zum Beispiel, dass ihr Mann unter Otto von Bismarck als Sozialist im Gefängnis war. Mich faszinierte an dieser Mitteilung, wie weit ihre Fäden in die Vergangenheit zurückreichten. Später dachte ich: Das kann nicht stimmen, diese «Geschichte» muss ich mir anlässlich der Behandlung der Sozialistengesetze und einer zufällig zeitgleichen Erwähnung ihres Mannes zusammengereimt haben. Mittlerweile hat sich herausgestellt, Heinrich Lux, geboren 1863, mithin fast zwanzig Jahre älter als sie, damals Student der Physik, war 1887 Hauptangeklagter im sogenannten Breslauer Sozialistenprozess und saß fast zwei Jahre im Gefängnis. Dass ich mich nicht getäuscht hatte, stärkte mein Vertrauen in die Richtigkeit auch anderer Erinnerungen an sie. Inzwischen weiß ich, dass die von mir erinnerten biographischen Einzelheiten mit den vorliegenden Berichten und Dokumenten übereinstimmen – von einigen Ungenauigkeiten abgesehen. So dachte ich zuerst, ihr Mann sei Rechtsanwalt gewesen. Sie muss ihn als «Anwalt» bezeichnet haben; er war aber nicht Rechtsanwalt, sondern Patentanwalt.

Meine Lehrerin gehörte zu den ersten Frauen in Deutschland, die vollimmatrikuliert studieren konnten, zwar nicht in ihrer Heimatstadt Berlin – dort war sie nur als Gasthörerin zugelassen worden –, wohl aber in Heidelberg und München. Im Alter amüsierte sie sich über die Unverschämtheit, aber auch Verlegenheit männlicher Kommilitonen und Professoren gegenüber den wenigen Frauen in den Hörsälen – und wir mit ihr. Die mitgeteilten Episoden ließen mich ermessen, auf welche Widerstände selbst noch in meinem Zeithorizont Frauen, die studieren wollten, trafen. Und sie ließen mich ahnen, welche Souveränität und Willensstärke eine Studentin wie Dora Bieber, die spätere Frau Lux, benötigte, um angesichts solcher Anfeindungen durchzuhalten. Damit legte sie das Fundament für meine Achtung vor der Frauenbewegung.

Aus Andeutungen entnahm ich, dass Frau Dr. Lux trotz Mann und

zwei Töchtern berufstätig geblieben war, und zwar in der Frauenbildung in Berlin. Das interessierte mich, denn ich kannte keine Frau, die mir eine solche Verbindung in überzeugender Form vorgelebt hätte. In meinem Umfeld waren die Mütter Hausfrauen, die berufstätigen Frauen unverheiratet und kinderlos. Eine Ausnahme war die Mutter einer Mitschülerin, eine Kriegerwitwe, und zwei weitere Frauen, deren Männer aus anderen Gründen als Ernährer zumindest zeitweilig ausfielen.

Gelegentlich muss meine Lehrerin erwähnt haben, dass sie durch die Nationalsozialisten ihre Stelle verlor. Aus diesem Hinweis schloss ich, sie sei Jüdin. Vielleicht hatten mich aber auch bereits entsprechende Gerüchte erreicht. Gern hätte ich gewusst, wie sie und ihre Familie die NS-Herrschaft überlebten. Aber danach zu fragen, lag damals jenseits des für mich Vorstellbaren.

Aber nicht nur die Bruchstücke ihrer Lebensgeschichte faszinierten mich schon als junge Frau, auch die Unabhängigkeit ihres Denkens und Verhaltens. Sie erzeugte Irritationen und weckte Skepsis gegenüber dem gesellschaftlichen Selbstverständnis im Nachkriegsdeutschland. So erinnere ich mich an eine Bemerkung anlässlich der Bundestagswahl 1953. Sie muss gesagt haben, dass ihr die Positionen der verschiedenen Parteien ungefähr gleich falsch erschienen und sie eigentlich keine wählen könne. Noch lange verfolgte mich diese für mich befremdliche Einschätzung.

Wenn ich in der Zeit des Kalten Krieges dabei war, den Antikommunismus der Nachkriegszeit zu übernehmen, hatte ich als Stachel ihre gelegentliche Bemerkung im Kopf, es sei doch wohl noch etwas zu früh, sich über den Kommunismus – oder sagte sie Marxismus? – ein abschließendes Urteil zu bilden. So pflanzte sie Zweifel und verwies mich auf den Weg des selbständigen Denkens. Als Schülerin schloss ich aus einer solchen Bemerkung, meine Lehrerin sei Sozialistin oder Kommunistin, inzwischen sehe ich in ihr eine Linksliberale. Dogmatisch war sie jedenfalls nicht. Mich bewahrte später bisweilen eine bei ihr gelernte Sentenz – diesmal aus der römischen Rechtsphilosophie – vor Rigidität. In seiner Schrift *De officiis* (Über die Pflichten) heißt es bei Marcus Tullius Cicero: «*Summum ius, summa iniuria.*» Wörtlich bedeutet dies: «Das

strengste (höchste) Recht ist das größte (höchste) Unrecht» – und ist in das Repertoire meiner Merksprüche als «Konsequenz kann inhuman sein» eingegangen.

Solche Denkanstöße erhielt ich am Rande ihrer Philosophie-Arbeitsgemeinschaft, die ich einmal in der Woche nachmittags besuchte. Die AG fand bei ihr zu Hause statt, in ihrem einzigen Zimmer in einer Familienpension am Neckar, in dem sie wohnte, schlief und arbeitete. Ich entsinne es als eher klein und dunkel, mit einem Schreibtisch im Erker, einer auffallend schönen Decke über dem Bett und einem runden Tisch, um den wir uns zu fünft oder zu sechst versammelten. Die Wände schienen aus Büchern zu bestehen; sie lebte mit ihnen im wörtlichen Sinn. Ihr Zimmer soll, wie ich inzwischen hörte, mit einigen wertvollen Möbeln und Teppichen aus den Beständen der Vermieterin ausgestattet gewesen sein, die mir aber entfallen sind. Behalten habe ich die Atmosphäre einer kultivierten Nachlässigkeit, die mich ansprach, aber nicht über die bescheidenen Lebensumstände von Frau Lux hinwegtäuschen konnte. Die Frage drängte sich mir auf, damals diffus, später präzise: Wie kann es sein, dass meine Lehrerin als Leidtragende des NS-Regimes nur ein einziges Zimmer hatte, während die meisten meiner Mitschülerinnen und auch ich inzwischen wieder komfortabel wohnten?

Einer weiteren Erinnerung nachzugehen, steht noch an. Ich höre meine Lehrerin sinngemäß in der genannten Arbeitsgemeinschaft sagen: «Was Cicero in *De senectute* über die Vorzüge des Alterns schreibt, stimmt nicht. Das Alter ist nichts als mühsam und beschwerlich.» Ihre Illusionslosigkeit muss mir imponiert haben. Es wird Zeit, dass ich selbst die Schrift *Vom Alter* lese.

Nach dem Abitur im Frühjahr 1955 wollten einige aus der Klasse, wie ich einem Brief an meinen Vater ins Spandauer Kriegsverbrechergefängnis entnehme, ihr unsere Dankbarkeit bezeugen. Viel scheint nicht daraus geworden zu sein. Ich erinnere mich nur an einen Besuch mit Blumen in ihrem Zimmer, zusammen mit zwei, drei anderen. Das war meine letzte Begegnung mit Frau Dr. Lux.